

# Songs wie überdrehte Strassenköter

«Jewellery» von Micachu ist eines der entzückendsten Pop-Debüts seit langem. Wir trafen das Trio in Bad Bonn, wo es sein erstes Schweizer Konzert gab.

Von **Christoph Fellmann, Bad Bonn**

Man könnte Mica Levi ein postmodernes Wunderkind nennen. Tagsüber studiert sie klassische Musik, und wenn es dunkel wird, spielt sie als DJ die Nachtmusik von Garage und Grime, zu der in den Klubs von London getanzt wird. Sie singt, spielt Geige und Gitarre und anderes, komponiert, arrangiert und leitet eine Band, mit der sie seit diesem Frühling von der englischen Hauptstadt aus das Pop- und Indiepublikum erobert: Micachu & the Shapes. Mica Levi ist 22-jährig, schmal und unscheinbar, clever und sehr begabt.

Und sie ist sehr gut darin, sich ohne grosse Anstrengung in den unterschiedlichsten Musiken zu bewegen: «Oh, das fühlt sich ganz normal an», sagt sie, als sie an der Bad-Bonn-Kilbi bei Fribourg auf den Soundcheck wartet und die Etikette von der Bierflasche zupflegt: «Wenn du mit offenen Augen und Ohren durch London gehst, warum solltest du dich dann für einen bestimmten Stil entscheiden? Es ist so viel los. Seit alle mögliche Musik so einfach erhältlich ist, findest du sie bei den Leuten auch auf den iPods.»

Die Musik, die Mica Levi für ihr Debütalbum «Jewellery» aufgenommen hat, ist denn auch Pop im Shufflemodus. Die Songs sind hastige, hartgesottene Bastarde von der Strasse. Und die Band inszeniert ihre Chefin keineswegs als Wunder-, schon eher als Schmutzkind. Micachu & the Shapes schmutzen, aber auf was für eine hinreissende Weise: Während sich die Songs mit kurzen, knappen Refrains ins Ohr bohren, fliegen einem die groben Krumen, die von Gitarre und Synthesizer abfallen, nur so um die Ohren.

**Kunstwerke, keine Kakophonie**

Micachu sind so Teil einer jungen britischen Popmusik, welche die urbanen Migrationslandschaften abbildet – in einer trockenen, ungeschönten Musik voller Brüche, aber auch voller ungeahnter Legierungen aus Punk, Hip-hop, Minimal Music, Dub und Grime. Und sie steht für eine Tendenz, in der sich der britische Popsong vom übermächtigen Beatles-Erbe emanzipiert und behutsam entfernt. «Das ist schon wahr», sagt Mica Levi. «Dass London ein so multikultureller Ort geworden ist, ist für junge Musiker total wichtig. Auch wenn die Beatles und die Tradition, die sie begründet haben, etwas vom Grossartigsten sind, was England hervorgebracht hat.»

Eingängigkeit ist denn auch das Letzte, das Mica Levi ihren Fans verweigern würde. Keine englische Kritik, die ihre

Songs nicht «catchy» nennt. Die melodiose Art und Weise, in der «Jewellery» zerfladdert, erinnert da und dort an den jungen Beck oder an den verspielten Kunstpunk, den Liliput um 1980 in Zürich (und London) spielten. Ganz schnell, fast etwas überdreht, werfen die Gesangslinien ihre Haken aus und krallen sich fest, während die Musik schon weiter wetzt.

Dies aber mit einer Geistesgegenwart, die wiederum die versierte Komponistin verrät. Die Songs enden nicht in Chaos und Kakophonie, sondern als präzise gebaute und präzise gespielte kleine Kunstwerke, die sich nur den Anschein von cooler Schnoddrigkeit geben. Marc Pell am Schlagzeug und Raisa Khan an Elektronik und Synthesizer studieren wie Mica Levi

an der Guildhall School of Music & Drama in London und sind, wie auch das Konzert zeigt, hervorragende Musiker.

**Staubsauger und Gitarreneigenbau**

Ihre Aufmerksamkeitsspanne sei zu kurz für klassische Musik, sagt Mica Levi. «Diese langen Strukturen, die geben mir nichts – das kann ich mir anhören, wenn ich alt bin und mich nicht mehr bewegen kann.» Ergiebig sei das Studium trotzdem, so wisse sie jetzt, «wie man nicht nur mit Beats, sondern auch mit Harmonien die Leute manipulieren kann». Zudem würden die Studenten in Guildhall dazu ermuntert, mit der Musik zu experimentieren. «Ich habe viel über Kontext gelernt»,

sagt Levi: «Es ist erstaunlich, wie fremd etwas klingen kann, wenn man es in einen neuen Zusammenhang stellt.»

Tatsächlich klingen Micachu nicht zuletzt darum so frisch, weil sie bekanntes Material neu klingen lassen. Die Texturen der elektronischen Musik etwa spielt das Trio an Synthesizer und Perkussion, aber auch auf der umgebauten Stromgitarre von Mica Levi. «Mit Elektronik kannst du alles machen. Wir wollten uns einschränken, indem wir all dieses Zeug live spielen und nicht bloss vom Sampler abrufen. Aber gerade dadurch haben wir unendlich viele neue Möglichkeiten entdeckt.»

An ihrer Gitarre hat sie eine Saite mit einem Fusspedal verbunden. Auch hat sie eine Art Klöppel entwickelt, mit der sie auf den Saiten wie auf einem Hackbrett spielen kann. Dass sie für «Jewellery» auch Spielzeug, Geschirrgeläppel und sogar einen Hoover-Staubsauger aufgenommen hat, ist eine Spielerei im Vergleich zu den verblüffenden Klängen, die sie auch im Konzert auf ihrer Gitarre spielt – ratternde Cluster, gequetschte Schreie, verbeulte Melodien.

«Ein umgebautes Instrument hat keine Regeln mehr», sagt Levi, «wenn du darauf rumprobierst, ist es, als hätten sie dir ein neues Gehirn gegeben.» Auf die Idee, in ihrem Wohnzimmer ihre Gitarre umzubauen, habe sie Harry Partch gebracht, der kalifornische Komponist, der als Tramp durch die USA zog, bevor er in den 30er-Jahren nach London eingeladen wurde, um auf seinen selbst gebauten Instrumenten eine Oper zu komponieren. Partchs verquere Musik – halb in der Folkscholle, halb in der Avantgarde – war eine wichtige Quelle für Tom Waits, bevor der 1982 sein Meisterwerk «Swordfishtrombones» aufnahm.

Wo Waits die Ideen des 1974 verstorbenen Partch aber nutzte, um klassische Piano-songs ins Grotteske zu erweitern, versucht Mica Levi andersrum, aus Partchs seltsamer Welt gewinnende Popsongs zu generieren. Das ist ihr mit «Jewellery» aufs Entzückendste gelungen. «Gute Songs zu schreiben, darum gehts ja, nicht wahr?», fragt sie und stellt die derangierte Bierflasche auf die Holzbank vor dem Container. Dann bricht das unscheinbare Wunderkind, dieses Mozärtchen der Grosstadt, zum Soundcheck auf.



BILD OLLY HEARSAY

Das struppige Mozärtchen aus der Grosstadt: Mica Levi mit ihrer Band Micachu.

Micachu: Jewellery (Accidental Records/Musikvertrieb).

## Kriegsgeschichte vom Bajonett bis zur Atombombe

Der renommierte israelische Militärhistoriker Martin van Creveld hat ein bestechendes Buch über die Technologie des Kriegs im 20. Jahrhundert geschrieben.

Von **Rudolf Walther**

Kriege zwischen Staaten haben sich seit dem 17. Jahrhundert ihrer Form nach nur wenig verändert. Ein Soldatenleben im Dreissigjährigen Krieg (1618–1648) nur in Nuancen vom Leben eines französischen Soldaten in den napoleonischen Kriegen am Anfang des 19. Jahrhunderts. Wer aber, so schreibt der Militärhistoriker Martin van Creveld in seinem neuen Buch, 1943 «an Bord eines Panzers von 1940 in die Schlacht zog, war entweder ein Held oder ein Narr». Während des Zweiten Weltkrieges wurden allein bei Panzern in nur drei Jahren die Motorleistung, die Schiesskapazität und die Durchschlagskraft von Geschossen wirksamer verbessert als die gesamte Armeeausrüstung zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert.

Die laufende technische Verbesserung von Ausrüstung und Waffen ist das charakteristischste Moment der Entwicklung der Kriege zwischen 1914 und 1945. Unter systematischer Nutzung von Ergebnissen aus Wissenschaft und Ingenieurskunst setzte sich eine Rüstungsspirale in Gang, die ihresgleichen sucht. Auf vielen Gebieten ging die militärische Innovation sogar der industriellen voraus. Waffentechnolo-

gische Vorteile einer Seite konnten nur solange genutzt werden, bis die Gegenseite nachzog.

Diese lineare Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung endete am 6. August 1945. Mit dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima kam erstmals eine Waffe zum Einsatz, die der kluge Analytiker Bernard Brodie schon 1946 die «absolute Waffe» nannte. Denn sobald der Monopolbesitz durchbrochen wurde und zwei Staaten die Waffen besaßen, bedeutete jeder Waffeneinsatz auch die eigene Vernichtung: «Wer zuerst schießt, stirbt als Zweiter», schrieb einst der Publizist Horst Afheldt.

**Keine konventionelle Waffe**

Es dauerte allerdings noch eine ganze Weile, bis Politiker und Militärs die Logik von nuklearer Abschreckung so präzise begriffen wie Churchill, der im «Überleben» fortan den «Zwillingsbruder der Vernichtung» und in der «Sicherheit» das «störliche Kind des Terrors» erkannte. Während des Kalten Krieges beschäftigten sich Politiker, Militärs und Wissenschaftler noch mit dem aussichtslosen Projekt, Atombomben wie konventionelle Waffen als einsatzfähige Instrumente darzustellen.

Die Atombombe und der Zweite Weltkrieg veränderten die Welt. Fortan dominierten zwei Supermächte, und die deutsche Armee, die in zwei Weltkriegen als treibende Kraft die Hauptrolle gespielt hatte, wurde Statist. Kriege zwischen Staaten und auch Kriege von Supermächten in den sich gegenseitig zugestanden Einflusssphären verschwanden damit nicht.

Die meisten dieser Kriege waren allerdings nicht Kriege zwischen Staaten, sondern kriegsähnliche Auseinandersetzungen von Guerillagruppen in Kolonien gegen Kolonialstaaten oder «Ordnungskriege» von Staaten zum Schutz von verbündeten Regimes wie im Korea- und Vietnamkrieg oder im Krieg der Sowjetunion in Afghanistan.

Der beste Teil des Buches von Martin van Creveld belegt minutiös, weshalb der Rüstungswettlauf ein politischer Wahnsinn ist, auch wenn etwa manche US-Thinktanks ihn bis heute propagieren. Seit 1945 sind praktisch alle Versuche, Guerillatruppen, Befreiungsarmeen und Terroristen militärisch zu besiegen, gescheitert. 1947 wurden 100 000 britische Soldaten mit einigen Hundert jüdischen Terroristen in Palästina ebenso wenig fertig wie 1954 bis 1962 über 400 000 französische Soldaten mit den Aufständischen in Algerien oder wie 1957 bis 1975 insgesamt über zwei Millionen amerikanische Soldaten mit dem Vietnamkrieg.

Die Gründe für dieses Scheitern liegen auf der Hand. «Den Krieg verlängern, ist der Schlüssel zum Sieg», sagte Truong Chinh, Ho Chi Minhs rechte Hand. Das heisst, die Zeit arbeitet für die Guerillaformationen und gegen die Interventionsarmee. Guerillaformationen machen aus ihrer militärischen Schwäche eine politisch-moralische Stärke und gewinnen so den Respekt der Bevölkerung; zudem

steigt dadurch die Moral der Kämpfenden. Die militärische Stärke von Armeen dagegen wird zur Schwäche allein durch das Gefälle der Opferzahlen: 58 000 toten US-Soldaten stehen über zwei Millionen tote Vietnamesen gegenüber. Das entzieht dem Krieg die politisch-moralische Legitimation und demoralisiert die Truppen, zumal bei einer Wehrpflichtarmee. Um das zu vermeiden, besteht die US-Armee im Irak heute aus Freiwilligen.

Interventionsarmeen gegen Aufständische haben nur dort nicht verloren, wo sie, wie in Nordirland, «äusserste Selbstdisziplin» übten. Die britische Armee liess sich

nicht zu harten Gegenschlägen provozieren, setzte weder Folter oder Kollektivstrafen, noch schwere Waffen ein und überliess die Hauptlast der Verfolgung von Terroristen der Polizei und der Justiz. Die Opferbilanz zeugt von dieser Behutsamkeit: In Nordirland starben 1700 Opfer von IRA-Anschlägen, 1000 britische Soldaten, aber «nur» 300 IRA-Terroristen. Ein Blick in die palästinensischen Gebiete, in den Irak oder nach Afghanistan zeigt, dass es zur britischen Methode keine politisch-moralisch belastbare Alternative gibt.

Martin van Creveld: *Gesichter des Krieges. Der Wandel bewaffneter Konflikte von 1900 bis heute. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. Siedler-Verlag, München 2009, 352 S., ca. 40 Fr.*

GUT ZU WISSEN

## Alfred Kubin als Romancier

Der grosse Tempel ist im See versunken, alle Uhren stehen still, alle Häuser sind von Termiten zerfressen, und der Mensch wird zum Tier. Die Bewohner der Traumstadt Perle vergewaltigen, lynchen, morden, und in den Massengräbern wühlen Hunde, Wölfe und Schakale. «Es war ein Blutozean, der sich, so weit meine Augen schweiften, da unten dehnte.» Das Reich geht schliesslich unter, doch «das Phänomen Patera bleibt ungelöst».

Patera ist der Vater – Pater oder Gott – des zentralasiatischen Landes, das in einer sprachlich geradezu filmreif visualisierten Apokalypse ausgelöscht wird. Es war Pateras Idee gewesen, eine Welt aus früheren Jahrhunderten nachzubauen, frei von Technik, voll von Träumen; Alpträumen. Und hinter ihm, dem «Demijurgen», wie es im Roman heisst, dem Weltbaumeister, steht ein künstlerischer Baumeister, der Zeit seines Lebens selbst von Nachtmahren gejagt wird: Alfred Kubin.

Als der (kürzlich wiederaufgelegte) Roman «Die andere Seite» 1909 erscheint, hat Kubin zwar zur Ruhe gefunden. Er lebt mit seiner Frau, einer reichen Witwe in Wernstein am Inn, auf einem abgeschiedenen Schloßchen, das sie ihm gekauft hat. Aber sein Weg hatte von Krise zu Krise geführt, und auch «Die andere Seite» entsteht, als ihn die Kraft zu zeichnen nach dem Tod seines Vaters im Stich lässt. Dafür «peitschen» ihn die Romanideen «Tag und Nacht zur Arbeit», wie er später festhält. So wächst in ein paar Wochen im Herbst 1908 die Horrordimension einer Welt, in der nichts ist, was es scheint. «In der Einbildungskraft und dem Nichts musste der Urgrund liegen; vielleicht waren sie eins», vermutet der Ich-Erzähler, den der Demijurgen Patera in sein «Traumland» gelockt hat. «Am Ende dieser Entwicklungen hat der Mensch als Einzelwesen aufgehört.»

Wer so etwas schreibt, hat sich vor Schopenhauer und Nietzsche trösten lassen. Drei Jahre vor Thomas Manns «Tod in Venedig» bebildert Kubin literarisch die Zerstörung eines Künstlers, eines Zeichners und Buchillustrators, wie er selbst einer ist. Und es ist kein Wunder, dass er als seine ästhetischen Gewährsleute Max Klinger, Goya, de Groux, Rops, Munch, Ensor und Redon zitiert. Allerdings hat er mit seinen eigenen Illustrationen zu seinem einzigen Roman einen Schritt weg von seinen früheren, unbeherrschteren Fantasmen getan, hin zu einer genauer ausgeführten fremden Welt – einer kafkaesken Welt, in der eine mysteriöse Macht samt ihrer Bürokratie unklare und unbegründete Urteile fällt.

Kafka und der 1877 in Böhmen geborene Kubin verstanden sich gut. Sie beide hatten unter herrischen Vätern gelitten – Kubins Vater arbeitete ausgerechnet als Landvermesser wie Kafkas unselige Hauptfigur in «Das Schloss». Für Kubin war die liebevolle Mutter, eine Pianistin, ein Halt gewesen, doch sie starb schon, bevor er in Salzburg aufs Gymnasium ging. Einen (gescheiterten) Selbstmordversuch würde er als junger Mann an ihrem Grab begehen.

Kubins Verhältnis zu Frauen ist zwiespältig, geprägt von Otto Weiningers misogynem Buch «Geschlecht und Charakter» (1903). Auch in «Die andere Seite» gibts den leichtfertigen Vamp. Kafka notiert über seinen Berufskollegen Kubin: «Die Erzählungen über seine Potenz machen einem Gedanken darüber, wie er wohl sein grosses Glied in die Frauen stopft.» Potent jedenfalls sind ohne Frage bis heute Alfred Kubins Schilderungen von Lust, Gier und Tod, vom Showdown zwischen dem amerikanischen Aufklärer Henry Bell und dem dekadent europäischen Patera; vom ewigen Schillern von Sein und Schein.

Alexandra Kedves

## Landesmuseen: 2009 bringt Besucherzulauf

Zürich. – Die Schweizerischen Landesmuseen, die unter dem Namen Schweizerisches Landesmuseum laufen, verzeichnen trotz Finanzkrise seit Jahresbeginn rund 25 Prozent mehr Besucherinnen und Besucher. (TA)

## Abraham-Geiger-Preis für Hans Küng

Potsdam. – Der Schweizer Theologe Hans Küng erhält in diesem Jahr den Abraham-Geiger-Preis für sein Lebenswerk. Die Auszeichnung würdigt Verdienste um das Judentum in seiner Vielfalt. Der Preis wird am 18. Juni 2009 in der Bayerischen Vertretung in Berlin verliehen. (SDA)